

MARKUS FLEXEDER

FEUERBACH

KRIMINALROMAN

ARS VIVENDI



Markus Flexeder wurde 1973 im niederbayerischen Eichendorf geboren. Seit 1988 lebt er in Landshut. 2014 erschien sein Krimidebüt *Blutwinter* bei ars vivendi, 2016 folgte *Böse sind die anderen*. Flexeder war Kolumnist der *Landshuter Abendzeitung* und Juror des Landshuter Literaturwettbewerbs.

Markus Flexeder

Feuerbach

Kriminalroman

ars vivendi

Für meinen Sohn Alexander

Originalausgabe

1. Auflage November 2021

© 2021 by Markus Flexeder

Copyright Deutsche Erstausgabe © 2021 by ars vivendi verlag
GmbH & Co. KG, Bauhof 1,
90556 Cadolzburg
Alle Rechte vorbehalten
www.arsvivendi.com

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Montasser Medienagentur,
München

Lektorat: Dr. Felicitas Igel

Umschlaggestaltung: FYFF, Nürnberg

Motivauswahl: ars vivendi

Umschlagfoto: © plainpicture/Reilika Landen

Druck: CPI buchbücher.de GmbH, Birkach

Gedruckt auf holzfreiem Werkdruckpapier
der Papierfabrik Arctic Paper



Printed in Germany

ISBN 978-3-7472-0304-0

Feuerbach

»Es gibt Lämmer, und es gibt Wölfe. Carl Feuerbach ist ein Wolf. Jetzt ist er da draußen und streift durch die Stadt. Ich werde es mir nie verzeihen, die Wildheit in seinem Blute erneut entfacht zu haben!«

**Joseph Obermeier, Kriminalinspektor,
München im November 1923**

Die vorliegende Niederschrift basiert auf Tagebucheinträgen, Briefen und Zeitungsausschnitten.

Ereignisse, bei denen weder der Verfasser anwesend war noch Schriftstücke existieren, die Aufschluss geben können, wurden anhand von Fakten und Erzählungen rekonstruiert.

Auf die Einträge von Januar 1923 bis Oktober 1923 wurde verzichtet, da diese für die Darstellung der Geschehnisse unerheblich sind.

Leopold Kruger

Aufbruch

Brief von Elfriede Kruger an ihren Bruder Carl Feuerbach
Berchtesgaden, 11. Oktober 1922

Mein lieber Carl,

wie in unserem Briefwechsel verabredet, wird Leopold am 20. Oktober in München eintreffen. Es bricht mir das Herz, zuzuschauen, wie einer meiner beiden Söhne in die Welt hinausgeht. Doch ist es mir ein bescheidener Trost, dass er nicht irgendwohin ziehen wird, sondern in meine Heimatstadt.

Geliebter Bruder, pass bitte gut auf meinen Buben auf! Was schreibe ich hier? Leopold ist ein stolzer Mann von zweiundzwanzig Jahren. Du wirst staunen!

Man merkt, dass Deine Schwester seine Mutter ist. Bitte vertragt euch! Bisweilen kommt es mir so vor, als besäße er mehr Ähnlichkeit mit seinem Onkel Carl aus München als mit seinem Vater. Im Gegensatz dazu ist Maximilian ein Ebenbild von Ignaz. Ein Umstand, der meine Kinder nicht unterschiedlicher machen könnte.

Der heimische Bauernhof vermag einem Menschen wie Leopold nicht das Mindeste zu bieten. Theater, Literatur, das Gewusel des Lebens, all das sucht er hier vergeblich.

Leopold will Schriftsteller werden. Und was soll ich sagen, ich bin skeptisch. Doch was wäre ich für eine Mutter, wenn ich ihm meine Unterstützung verweigern würde?

Als er mir mit sehnsüchtiger Stimme sein Vorhaben anvertraute, lachte ich nicht, wie es viele andere inmitten von

Kühen, Bergen und Wäldern getan hätten. Nein, ich amüsierte mich nicht über solch hochfliegende Pläne meines Kindes! Vielmehr wurde mir ernst und traurig ums Herz. Ich fühlte, dass alles auf ein Lebewohl zulief.

Schwieriger gestaltete es sich, Ignaz von dem Vorhaben unseres Buben zu überzeugen. Denn die Arbeit hier am Hof ist schwer und mühsam. Wenn zwei Hände fehlen, gilt das umso mehr. Trotz alledem wäre es widersinnig, ihn zu halten. Einer, der gehen will, muss gehen! Und wenn mein Sohn es nicht jetzt in Frieden mit sich und der Familie tut, dann früher oder später im Streit.

Leopold passt ohnehin nicht hierher. Wobei es mir immer eine Freude war, sein offenes, freundliches Gesicht zu sehen, das so sehr im Gegensatz zu den Mienen der grimmig dreinschauenden Bauern stand. Wenn er sich in München dem weiblichen Geschlecht nähert, und dies wird geschehen, davon bin ich überzeugt, wird er wohl manches Abenteuer erleben. Doch Carl: Bewahre ihn vor der Hurerei. Fiele er ihr anheim, würde ich Dir das niemals verzeihen!

Lieber Bruder, denke bitte nicht, ich wäre nicht wissbegierig, wie es um Dich bestellt ist. Unser letztes Treffen liegt eine Ewigkeit zurück. Niemand ahnte damals, welch ein Krieg auf die Welt zukommen würde. Schmerzvolle Zeiten liegen hinter uns allen.

Ich hoffe inständig, dass es Dir gut ergangen ist. Trotz unseres fehlenden Kontaktes bleibt meine Verbundenheit nicht nur im Blute, sondern ebenso im Herzen. An unsere Eltern, Gott hab sie selig, und unsere Kindheit in München denke ich sehr oft. Meistens, wenn ich Ignaz im Umgang mit unseren Buben beobachte.

Wundervolle Eltern haben uns großgezogen, uns in die

Welt der Kunst, Literatur und des Freidenkens eingeführt. Dass ich heute da bin, wo ich bin, ist Ironie des Schicksals. Doch der Liebe, selbst wenn sie womöglich der Einbildung entspringt, muss man folgen. Ihr ist man wehrlos ausgesetzt. Und mein Mann ist fleißig, ehrbar und loyal. Eine Seltenheit unter den Menschen.

Carl, bitte erkläre meinem Leopold Deine Sicht der Dinge. Nicht, weil er werden soll wie Du. Doch Neues bereichert den Geist. Berichte ihm von Deinen Erlebnissen, zeige ihm die großen und kleinen Theater der Stadt, lehre ihn das Leben abseits dessen, was ihm bisher bekannt ist. Mein Leopold soll die Alternativen kennen und schätzen lernen. Hoffentlich wird er den richtigen Weg wählen, um sein Glück zu finden.

Trotzdem, lieber Carl, möchte ich nicht, dass er Dir zur Last fällt oder Ungelegenheiten bereitet. Obzwar ich Dich bitte, auf ihn zu achten, will ich auf keinen Fall, dass Du ihm eine Unterkunft anbietest oder eine Anstellung verschaffst. Leopold muss auf seinen eigenen Beinen stehen und lernen, die Schwierigkeiten des Lebens zu meistern. Gleichwohl ich sein Vorhaben der Schriftstellerei unterstütze, will ich ihn nicht im Mindesten der Erfahrung berauben, für den eigenen Unterhalt sorgen zu müssen. Leopold soll nicht in Träumen schwelgen! Und unterstehe Dich, zuzulassen, dass aus ihm ein Müßiggänger wird!

Um ihn jedoch die ersten Wochen vor dem Hunger und der Angst zu bewahren, ohne ein Dach über dem Kopf zu sein, ist er mit ausreichend Geld ausgestattet. Für eine ordentliche Mahlzeit am Tag und ein Zimmer genügt es. Bis zu dem Zeitpunkt, an welchem ihm das Geld ausgehen wird, muss er sich um eine adäquate Anstellung bemüht haben. Einen Notgroschen lege ich diesem Brief bei. Du

wirst erkennen, wann und ob der Zeitpunkt gekommen ist, Leopold damit zu unterstützen. Er weiß hiervon nichts.

Unser Hof liegt in rauer Natur, dort, wo der Adler seine Kreise zieht. Inmitten einer Großstadt lebt mein Kind alsbald in einem Schmelztiegel menschlicher Befindlichkeiten wie Gier, Niedertracht und Bösartigkeit. Im Gedenken dessen möchte ich ihn in meinen Armen halten und vor der Welt beschützen, wie damals nach seiner Geburt. So trockne ich meine Tränen und bete allnächtlich zu Jesus am Kreuze. Lieber Gott, beschütze ihn!

Falls Dinge geschehen, die eine sofortige Kontaktaufnahme erfordern, melde Dich per Telephon bei unserer Polizeistation unten in Berchtesgaden. Nenne Deinen Namen. Die Gendarmen sind unterrichtet. Man wird mich umgehend benachrichtigen.

Bruder, ich danke Dir!
Elfriede

Brief von Leopold Kruger an seine Mutter Elfriede,
20. Oktober 1922

Meine liebe Mutter,

endlich befinde ich mich wirklich und wahrhaftig auf der Reise in mein Leben. In den kurzen Momenten der vergangenen Nacht, in denen es mir gelang, Schlaf zu finden, wurde ich von grauenhaftem Alpdrücken heimgesucht. Ich betrachte dies allerdings keineswegs als schlechtes Vorzeichen. Vor solch einem Schicksalstag wie dem heutigen ist es gewiss eine normale Sache, wenn sich meine Nerven in

Aufruhr befinden. Die Erregtheit meines Geistes bezwang die Müdigkeit des Körpers.

In diesem Moment des Schreibens blicke ich aus dem Zugfenster. Obwohl es meinem innigsten Wunsch entspricht, hinauszugehen in die Welt, empfinde ich Wehmut. Ungeachtet dessen fühle ich mich gleichzeitig befreit wie nie. Ein seltsamer, ein unbekannter Gemütszustand. Ich danke Dir so sehr!

Trotz jenes Feuerwerks in meinem Kopf überkommt mich körperliche Müdigkeit. Dennoch will ich versuchen, jeder Kleinigkeit auf meinem Wege Beachtung zu schenken.

Mit jedem Poltern des Zuges entferne ich mich weiter von der Heimat. Obwohl ich Bayern nicht einmal verlasse, fühlt es sich an, als reiste ich in ferne Länder.

Ich kenne die Berge und die Natur, doch bescheren mir der Blick aus meinem Abteil und der Gedanke des Abschieds unbekannte Eindrücke von meiner Heimat. Ich betrachte die tief eingeschnittenen Täler, als sähe ich sie zum allerersten Mal. Mein Blick folgt den Bächen mit den breiten Geröllstreifen zu beiden Seiten, und ich sehe mächtige Wälder die Berge hochsteigen. Meine Abneigung gegen das Umfeld meiner Kindheit schwindet mit jedem Kilometer.

Während ich diesen Brief schreibe, falle ich immer wieder in einen träumerischen Halbschlaf. Die Bilder, die vor dem Fenster an mir vorbeiziehen, verwischen mehr und mehr zu einer schemenhaften Mixtur unterschiedlicher Farben. Die gezackten Gebirgsspitzen verschwimmen mir am Horizont.

Die steilen Hügel, dort, wo Gras auf Felsen trifft, und die bewaldeten Hänge, die wie Zungen in die Täler ragen, machen immer mehr einer grünen, sanft ansteigenden Landschaft Platz, voll von Bäumen und Gebüsch. Straßen

verlieren sich in der Ferne oder werden von Wäldern aufgenommen. Inzwischen ist es mir unmöglich, zwischen nah und fern zu unterscheiden. Ich blicke eine Weile aus dem Fenster, ohne mich mit dieser Niederschrift abzulenken.

Später: Der Chiemsee liegt hinter mir. Meine weiteste Reise endete im Sommer vor zwei Jahren an seinem Ufer. Von jetzt an erkunde ich Neuland.

Fichten, Buchen, grüne Wiesen und braune Äcker verschwinden am Fensterrand ebenso rasch, wie sie aufgetaucht waren. Im Wechsel dazu sehe ich Dörfer, wie ich sie kenne: eine überschaubare Ansammlung von Häusern und Hofstellen, mit einem Kirchturm in der Mitte. Vereinzelt tauchen Kapellen auf, oder ich erblicke Holzkreuze am Wegesrand. Das erinnert mich an Dein Geschenk zum Abschied. In den zurückliegenden Tagen musste ich Dir manches Versprechen geben. So wie ich in alles eingewilligt habe, werde ich auch den Rosenkranz ständig bei mir tragen, den Du mir beim Lebewohl überreicht hast. Ob Gott deshalb mehr auf mich achtet als auf andere?

Am Bahnsteig in Rosenheim sah ich Frauen und Männer im Trachtengewand. Große Unterschiede zu dem unseren konnte ich nicht erkennen, was mir trotz der Aufregungen ein Gefühl der Sicherheit gibt.

Eben ist eine große Zahl von Apfel-, Birnen- und Kirschbäumen an meinem Fenster vorbeigehuscht. Die Blätter leuchten schon in allerlei schönen Farben, hängen jedoch noch vollständig an den Zweigen. Bei diesem Anblick regte sich eine nur zarte, aber schöne Erinnerung in mir. Doch die Zeiten meiner Kindheit liegen in der Vergangenheit.

Dunkle Wolken ziehen sich am Horizont über den schneebedeckten Häuptern der Berge zusammen, und um die gezackten Gipfel zucken Blitze auf. Ein prachtvolles

Naturschauspiel in der Ferne. Den letzten Teil meiner Zugfahrt widme ich wieder der Aussicht aus meinem Fenster.

6 Uhr 30 am Abend. München ist wahrlich eine Weltstadt! Schon allein der Bahnhof mit seinen riesigen, überwölbten Gleishallen, Backsteinmauern, Säulen und Rundbögen entfaltet eine beeindruckende Wirkung.

Die Oktoberdämmerung hat dicke Nebelschwaden mitgebracht. Straßenlaternen werfen Lichtkleckse auf den Bahnhofsvorplatz. Es ist laut. Fußgänger tummeln sich hier, Automobile fahren auf den Straßen, Trambahnen kreuzen ihren Weg. Dazwischen holpern Droschken über das Pflaster.

Während ich diese Zeilen verfasse, sitze ich im *Café Bristol* in der Bayerstraße und warte auf Onkel Carl. Ich bin gespannt auf ihn.

Sorge Dich also nicht. Ich bin wohlbehalten in München angekommen. Eine spannende und aufregende Zeit liegt vor mir. Dies soll mein einziger Brief für einen längeren Zeitraum bleiben. Nicht, weil es eine böse Verbindung zu trennen gälte, sondern vielmehr, weil ich mich behaupten will, ohne dabei Wehmut zu verspüren.

Die Zeit in meinem Elternhaus gehört von nun an meiner Vergangenheit an. Verzeih, wenn ich dies schreibe. Doch mit zunehmender Entfernung überkam mich Stück um Stück ein tiefer und vollkommener Frieden. Liebe Mutter, ich danke Dir aufrichtig. Diesen Brief werde ich erst abschicken, nachdem ich Onkel Carl getroffen habe. Somit kannst Du Dir bei seinem Erhalt sicher sein, dass alles wie vereinbart vonstattenging.

In Liebe und tiefer Dankbarkeit
Leopold

Auszug aus dem Nachlass Balthasar Geigers

21. Oktober 1922. – Mein Name ist Balthasar Geiger. Ich wurde am 7. Juni 1880 in München geboren. Bis zu meinem vierzehnten Lebensjahr besuchte ich die Schule. Danach half ich im Ladengeschäft meiner Familie – bis man mich auf Anraten meines Vaters in eine Einrichtung zur stationären psychiatrischen Beobachtung verbringen ließ. Um Gerede zu verhindern, welches sich auf die Geschäfte meines Vaters hätte auswirken können, sorgten er und der Arzt unserer Familie auf hinterhältige Weise für die Aufnahme in der Provinzial-Heil- und Pflgeanstalt Hildesheim. Weit entfernt von zu Hause!

Nach eingehender Untersuchung und sechswöchigem Aufenthalt entließ man mich, zur Enttäuschung meines Vaters ohne den Befund einer Geisteskrankheit. Ich kehrte nach München zurück. Mein Vater verstarb wenige Jahre später. Um den alten Geiger ist's nicht schad! Um meine Mutter dagegen schon. Sie war bereits kurz vor meinem sechsten Geburtstag verstorben.

Einige Jahre lebte ich ganz passabel von den Ersparnissen meines Vaters. Hinterher führte ich verschiedene Arbeiten aus. Geheiratet habe ich nie. Zwar hatte ich hin und wieder mit ein paar Frauen poussiert, doch mache ich mir bis heute nicht viel aus ihnen.

Bei Kriegsausbruch 1914 entschied ich mich für den freiwilligen Militärdienst. Aufgrund einer Verwundung an der Front verbrachte man mich in ein Garnisonslazarett. Hatte

ich meine selbst gewählte sexuelle Abstinenz bislang nicht richtig begründen können, öffneten sich mir hier neue Türen. Kam ich doch dort mit einem Mann in Kontakt, der ebenfalls Männer liebte.

In jenen Jahren geschah viel, was meinem Leben eine neue Richtung gab. Ich fand Gefallen am Krieg und dem Töten von Menschen. Dazu kam, dass nach Jahren des Schweigens die Stimmen in meinem Kopf zurückkehrten. Ich wurde endlich der, der ich in meinem Wesen war.

Warum reißt der Wolf das Lamm? Es ist ein in die Wiege gelegter Trieb. Dabei entscheidet der Wolf nicht, welches Tier sein nächstes Opfer ist. So liegt es auch nicht in meiner Macht, wer meine Wege kreuzt. Vielmehr bin ich das Werkzeug einer von Gott gegebenen Veranlagung.

Nach dem Krieg von der Bayerischen Landespolizei übernommen, bekleide ich den Rang eines Wachtmeisters der Reiterstaffel München. Doch irdische Gesetze weisen mir nicht den Weg. Die innere Welt mit ihren unsichtbaren Stimmen, die jeder in sich trägt, treibt mich voran. Manche Menschen führt dies in den Wahnsinn. Aber andere, solche, die ihrem Rufen wahrhaftig folgen, lassen sie emporsteigen zur höchsten Stufe menschlicher Entwicklung. Nur Auserwählten ist es vergönnt, sich zu Herrschern über die eigene Rasse zu erheben. Gott weist uns den Weg, sogar in der Dunkelheit. Gott ist der Herr von allem! Doch trotz seiner Machtvollkommenheit lässt er den Teufel existieren, anstatt ihn zu zerquetschen. Der Teufel mitsamt seinen Dämonen kann daher nur Gottes Wille sein – und alle zusammen sind wir Zeugen der natürlichen Evolution. Die Schwachen nähren unsere Kraft, und einzig das Schicksal entscheidet über Leben und Tod. Ich wähle nicht.

Im Vollbesitz meiner geistigen Kräfte verfasse ich diese Niederschrift, die mein Werk für Gott bezeugen soll. Die folgenden Generationen werden von diesem meinem Werk lesen. Einem Werk, das mit dem gestrigen Tage seinen Anfang nahm. Dieses Datum wird in Chroniken verzeichnet sein: Der 20. Oktober 1922, der Tag der ersten Tötung. Jung war sie. Ihr braunes Haar hatte sie zu einem französischen Zopf geflochten. Verspielt und leichtsinnig hatte sie einem Treffen zugestimmt. Wir besuchten die Bavaria-Lichtspiele in Schwabing. Im grauen Schein der Leinwand funkelten ihre Augen angsterfüllt, mit erregbaren Nerven.

Nach der Vorstellung traten wir hinaus in die Nacht, erleuchtet vom Mond, der bereits über der Stadt stand. Anfangs lehnte sie meinen Wunsch, auf dem Nachhauseweg den alten Nordfriedhof zu überqueren, ab. Doch die Aussicht auf einen zukünftigen Ehemann schien wohl so verlockend, dass sie sich rasch umstimmen ließ, um Wohlgefallen in mir auszulösen. Als sie meine tatsächlichen Absichten begriff, winselte und bettelte sie um ihr Leben. Sie war mir ein Insekt, das ich nach Belieben zerquetschen, dem ich die Flügel ausreißen konnte.

Ich schändete sie nicht. Das Todesflackern ihrer Augen, das Zucken ihrer Lippen stillten mein Begehren, als sie ihr irdisches Leben aushauchte. Sie starb leise und schwach.

1. Tagebucheintrag von Leopold Kruger

21. Oktober 1922. – Um mich in vielen Jahren an alles zu erinnern, werde ich vom heutigen Tage an ein Tagebuch führen. Zugleich erachte ich diese tägliche Übung als Vorbereitung auf die Schriftstellerei. Und sollte es denn so

kommen, dass diese Aufzeichnungen einzig der Erinnerung dienen, so ist das so.

Der Tag meiner Geburt war der 15. April 1900. In amtlichen Urkunden wurde als Geburtsort Berchtesgaden eingetragen. Tatsächlich jedoch erblickte ich das Licht der Welt an einem Sonntag bei uns daheim auf unserem Bergbauernhof.

Unser Hof befindet sich in der dritten Generation im Besitz der Familie meines Vaters. Umgeben von gezackten Felswänden, gekrönt von hohen Gipfeln, mit dicht bewaldeten Berghängen und zerklüfteten Tälern. Mein bisheriges Leben war geprägt durch die Natur, durch nur wenige Menschen und die harte Arbeit im Stall, auf unzugänglichen Wiesen und in den Wäldern. Seit gestern lebe ich jedoch in München und will fortan mein hehres Ziel verfolgen und Schriftsteller werden. Unbestreitbar kehre ich damit einer Heimstätte den Rücken, die manch anderer mit Neid betrachtet hätte. Doch jene gefühlte geistige Enge aus abergläubischer Furcht, gekennzeichnet durch Einsamkeit, soll und darf mein weiteres Leben nicht bestimmen. Nur durch meinen Aufbruch – oder soll ich schreiben »Ausbruch«? – kann ich verhindern, zu einem traurigen alten Mann voller Gram und unerfüllter Träume zu werden. Um Gewissheit zu erlangen, ob dies der richtige Weg ist, muss ich ihn erst beschreiten. Die Zeit wird es zeigen.

Ich kenne die Welt nicht. Ob München einem Vergleich mit Berlin, London oder Paris standhält? Noch ist es mir unmöglich, hierauf eine Antwort zu geben. Dort, wo ich herkomme, sind Trambahnen, Theater, Konzertsäle, Caféhäuser und politische Großveranstaltungen unbekannte Dinge.

Und auch an die Gefahr, von einem der vielen Automobile überfahren zu werden, muss ich mich erst gewöhnen.

An den Anblick von Hausierern am Bahnhof und Kriegsversehrten ebenso. Krüppel mit nur einem Bein oder Arm sind Erscheinungen, von denen meine Augen und Gedanken bisher verschont blieben.

Dafür faszinieren mich die riesigen Bauwerke, lange und breite Straßenzüge; und das Gewusel der Menschen um mich herum verleiht mir die Gewissheit, endlich am Leben teilzuhaben.

Meine Unterkunft im Fremdenheim (*Pension Bristol* in der Schwanthalerstraße 51, nahe dem Hauptbahnhof) ist zweckdienlich. Das Zimmer teile ich mir mit einem italienisch sprechenden Mann mittleren Alters. Der etwas redselige Pensionsbesitzer ließ mich jedoch gleich bei der Ankunft wissen, dass die Aufenthaltsgenehmigung des Italieners in einer Woche ablaufe. Das Datum markiert dann wohl den Tag seines Auszugs. Wen ich danach, wenn überhaupt, zum Zimmernachbarn bekäme, stelle sich erst in der kommenden Woche heraus. Mir ist es gleich, solange ich meine Ruhe habe und tun und lassen kann, was ich mag.

Wenn ich so aus meinem Fenster blicke, sehe ich den dank der Elektrizität beleuchteten Straßenzug. Ein seltsamer, ein fremder Anblick. Selbst hier in meiner Bleibe braucht es nicht mehr als das Umlegen eines Schalters, um alles in ein helles Gelb zu tauchen. Doch bin ich überzeugt: Petroleum und Kerzen werden ihren Wert für die Bevölkerung, besonders für die auf dem Lande, nimmer verlieren.

Zum allerersten Mal durfte ich auch die Vorzüge eines Wasserklosetts erleben. Sieht man einmal davon ab, dass ich keinen Gestank feststellen konnte, so ist es auch durchaus bequemer, auf einer leicht abgerundeten Sitzvorrichtung Platz zu nehmen als auf dem Holz des Plumpsklos daheim. Alles neue Eindrücke eines neuen Lebens.

Doch nun zu meinem Onkel, Carl Feuerbach: An sein Aussehen und seine Art, sich zu geben, hatte ich keinerlei Erinnerung, als ich in München eintraf. Lediglich aus Erzählungen meiner Mutter war mir mein Onkel im Gedächtnis. So sind wir uns im Grunde fremd. Er, der jüngere Bruder meiner werten Mutter, ist hier in München sesshaft. Mir ist sehr wohl bewusst, dass meine Mutter mir ihre Unterstützung gewiss verweigert hätte, wenn ich den Wunsch geäußert hätte, in eine andere Stadt zu gehen.

Auch ohne ihn zu kennen, fiel er mir gestern indes bereits in dem Moment auf, als er das Café betrat. Onkel Carl ist eine imposante Erscheinung: Schlank und groß gewachsen, mit markanten Zügen, die selbst bei einer flüchtigen Begegnung einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Ein ernsthafter Mann mit einem hageren, asketischen Gesicht und angegrautem Dreitagebart. Er trug eine abgetragene Seemannsjacke mit aufgestelltem Kragen.

Meine Mutter hatte ihm wohl eine Photographie geschickt oder mich sehr treffend beschrieben, denn er schritt direkt auf mich zu, nannte streng meinen Namen, um mich und mein Glas Wasser gleich darauf kühl von oben zu mustern.

Natürlich hatte ich damit gerechnet, dass er sich zu mir setzen und mir Fragen zum Befinden meiner Mutter stellen würde – und sich dann höflich über meine Anreise, vielleicht sogar meine Interessen, erkundigen würde. Doch er verlor kein Wort dergleichen, bezahlte stumm meine Rechnung, packte meinen Koffer und sagte: »Na, dann komm mal mit.«

Auch auf dem Weg zu meiner Unterkunft, die er für mich aufgetan hatte, das Fremdenheim mit dem Italiener im Zimmer, blieb er stumm. Statt eine Unterhaltung mit mir zu

führen, rauchte er unentwegt grässlich stinkende Zigarillos. Ich weiß nicht, ob es Zufall ist, dass das Café, in dem wir uns trafen, und das Fremdenheim denselben Besitzernamen haben. Als wir an unserem Ziel angelangt waren, überreichte mir Onkel Carl einen Reiseführer von Griebens, die erste Geste, die ich im Gegensatz zu seinem sonstigen Verhalten sehr nett fand. Dann standen wir uns gegenüber, und er beäugte mich erneut kühl und auch ein bisschen skeptisch vom Scheitel bis zur Sohle, fragte, ob ich gesund und fähig sei zuzupacken. Man sieht es mir wohl nicht an, doch auf dem Hof habe ich all die Jahre immer ordentlich mit anpacken müssen. Also schlug er mir vor, ihn am nächsten Tage zu einer Arbeit zu begleiten.

Ich fand die Idee nicht verkehrt, sofort etwas dazuzuverdienen. Denn der Gedanke daran, München aus Geldnot wieder verlassen zu müssen, legt mir augenblicklich eine schwere Last auf meine Brust.

Also trafen wir uns heute früh am Morgen. Besagte Arbeit fand auf der Theresienwiese statt, einer großen, ebenen Fläche inmitten der Stadt. Eingerahmt von Gebäuden, Bäumen und Kirchtürmen in der Ferne, bildet sie dort eine riesige, schüsselförmige Vertiefung. Der Oktober zeigte sich von der sonnigen Seite: blendend weiße Wolken durchzogen das grelle Blau des Himmels.

Vom Oktoberfest wusste ich nur aus Erzählungen meiner Mutter. Und ich konnte mir lebhaft vorstellen, welch ein Mühsal es sein musste, alles dafür aufzubauen. Wie es sich mit dem Abbau verhält, sollte ich an diesem Tag am eigenen Leibe erfahren. Klopfergeräusche und das Rattern von Maschinen waren bereits von weit her zu hören. Brüllende Arbeiter mit roten Gesichtern wischten sich die Stirn und fluchten in verschiedenen Sprachen.

Zur Mittagsstunde setzten wir uns auf gestapelte Holzbalken. Am westlichen Rand der Theresienwiese steht eine riesige Bronzestatue. Mein Onkel nannte sie »Bavaria«. Mit einem erhobenen Eichenkranz in der Hand und der Ruhmeshalle im Rücken blickte sie mit wenig Interesse auf halb abgebaute Bierbuden und Zelte, zerlegte Karusselle. Ob Bavaria ihr offizieller Name ist, weiß ich nicht. Ich werde es anhand meines Reiseführers überprüfen.

Wie wir so dasaßen, übertönte mit einem Mal ein lautes Krachen alle anderen Geräusche. Der Tragebalken einer Bierbude hatte sich unkontrolliert gelöst. Offenbar war jemand darunter geraten, und die Männer bildeten einen Kreis. Mein Onkel bahnte sich einen Weg nach vorne. Ich folgte dicht hinter ihm. Ohne Zeit zu vergeuden, zog er einen Hammer aus dem Werkzeuggürtel, kniete sich hin und streichelte über den Kopf des Schäferhundes, den es erwischt hatte. Der Körper der armen Kreatur war im wahrsten Sinne von dem Balken zerquetscht worden. Arbeiter hoben das Holz an und legten es laut schnaubend neben dem Tier wieder ab. Der Hund hatte noch Leben in sich. Zum Überleben jedoch hätte es nicht mehr gereicht. Er winselte schwach und hilflos. Keiner der Männer brachte einen Ton heraus. Auch mir hatte sich ein Knoten im Hals gebildet. Mein Onkel aber zauderte nicht, holte mit dem Hammer aus und schlug zu. Am liebsten hätte ich »halt« oder »nein« geschrien, aber es ging alles viel zu schnell.

Die rote Zungenspitze des Hundes berührte den staubigen Boden, auf dem sich eine Blutlache ausbreitete.

Der Vorarbeiter, ein stiernackiger Mann mit aufgedunsenem Gesicht, rief gellend in die Runde: »Weiter geht's, Männer!« Anschließend klopfte er meinem Onkel auf die Brust und sagte: »Wenn du das Vieh schon erlöst hast,

kannst du es auch haben. Wirf es in die Isar oder was auch immer.«

Mein Onkel nickte, machte ein Zeichen, dass ich bleiben sollte, wo ich war, und verschwand. Kurz darauf kam er wieder, einen großen Leinensack über der Schulter, und klappte den Hundekadaver kurzerhand an der Stelle zusammen, wo der Balken die Wirbelsäule gebrochen hatte. Trotzdem wehrten sich Innereien und Fleisch, in solch eine absonderliche Position gebracht zu werden. Ich hörte weitere Knochen brechen.

Stumm machten sich alle wieder an ihre Arbeit, und nach etwa drei Stunden Hämmern, Klopfen und Schleppen stand die Sonne dicht über den Häusern. Wir versammelten uns erneut, und man besprach erledigte Aufgaben. Das Tagwerk war vollbracht.

Als sich alle wortkarg verabschiedeten, griff mein Onkel nach dem Leinensack und marschierte los, ohne mir groß Beachtung zu schenken. Also folgte ich ihm stumm und stellte keine Fragen. Es schien mir, als hätte er nichts anderes von mir erwartet.

Wir liefen durch die schattigen Gassen, die Sonne stand schon zu niedrig, um uns mit ihren Strahlen zwischen den Häuserzeilen noch zu erreichen. Wir passierten einige Kreuzungen, bogen hier rechts und dort links ab und gelangten schließlich zu einer Metzgerei. Als die Glöckchen über der Tür bei unserem Eintreten bimmelten, brach langsam die Nacht an. Es dunkelte.

Ein Mann mit Geheimratsecken und sandfarbenem Haar stand mit umgebundener weißer Schürze und aufgerollten Hemdsärmeln hinter der Auslage. Er grüßte meinen Onkel mit Vornamen und fragte, während er Blutwürste aus der Theke in eine Emailleschüssel legte, wer ich denn sei. Kaum

tat ich meinen Mund auf, winkte mein Onkel auch schon energisch ab und antwortete an meiner statt: »Das ist bloß mein Neffe.« Mein Anstand gebot es, dem nichts hinzuzufügen, obgleich ich das Gebaren meines Onkels mehr als unhöflich empfand. Zielgerichtet, als wäre er dort zu Hause, schritt er auf eine Tür hinter der Auslage zu. Auch diesmal wollte ich ihm folgen, doch er blieb stehen, drehte sich um, legte seine linke Hand auf meine Brust und schob mich zurück. Er betrat den Nebenraum alleine. Bevor der Metzger durch dieselbe Tür verschwand, spähte er prüfend durch das Schaufenster nach draußen.

Obwohl ich bei der Unterredung zweifellos nicht zugegen sein sollte, hielt man es nicht für nötig, die Tür zum Nebenraum ganz zu schließen. So konnte ich das helle Klirren leerer Schüsseln und den Metzger fragen hören: »Was ist denn da drin?«

Von der Neugierde gepackt, trat ich einen Schritt nach vorne, um durch den Spalt einen Blick auf die Szene zu erhaschen. Der Metzger starrte nachdenklich vor sich hin und strich sich über das Kinn. »Das bleibt aber schon unter uns!« Dann griff er nach Wetzstahl und Hackmesser, und als ich den Leinensack sah, den mein Onkel gerade auf den Tisch hievte und aus dem die Vorderpfoten des Schäferhundes hervorschauten, überkam mich Übelkeit. Gleich darauf erzeugte das Wetzen der Klinge auf Stahl metallisches Schnarren, sodass ich nichts mehr verstand.

Nachdem wir den Laden verlassen hatten, blieben wir stumm wie bisher. Gegen acht Uhr abends betraten wir die Schwemme im Erdgeschoss des *Hofbräuhauses*.

Wirtshäuser sind mir nicht fremd, gleichwohl ist das *Hofbräuhaus* anders. Größer, wuchtiger, schöner. Schwere Laternen hängen von einem hohen Kreuzgewölbe über mas-

siven dunklen Holzbänken, Stühlen und langen Tischen. Leise und laute Gespräche, resolute Diskussionen, das dumpfe Klopfen steinerne Krüge. Überraschenderweise befanden sich auch weibliche Gäste dort. Frauen in Wirtshäusern zu sehen, bin ich nicht gewöhnt.

Über etlichen Tischen baumeln Schilder mit den unterschiedlichsten Aufschriften: »Fahrradfreunde München«, »Isar-Stammtisch«, »Alpen- und Trachtenverein«, »Stammtisch bayerischer Gastlichkeit«. Es scheint mir, die Münchner gründen für alles einen Stammtisch oder einen Verein.

Hinter der Schenke winkte eine Frau zu uns herüber. Ich schätzte sie auf Mitte zwanzig, vielleicht drei oder vier Jahre älter als ich. Sie trug ein Dirndl und hatte ihr schönes blondes Haar zu einem Zopf geflochten. Anstatt zu ihr zu gehen, schritt mein Onkel aber schnurstracks auf einen der Tische zu. Trotz des Hochbetriebs saßen an diesem lediglich zwei Männer. Er setzte sich wortlos dazu und bedeutete mir mit einer Kopfbewegung, wo ich mich hinzusetzen hatte. Gegenüber. Die Reaktion der beiden Männer bestand aus dem Heben der steinernen Krüge und einer knappen Grußgeste zu Onkel Carl. Mir wandten sich zwei skeptische Augenpaare zu. Doch als einer anhub, etwas zu sagen, kam ihm mein Onkel zuvor. »Der gehört zu mir.« Keine weitere Information, aber auch keine weiteren skeptischen Blicke und keine Fragen. Die beiden Männer wendeten sich von mir ab und sprachen untereinander weiter.

Dann stellte die junge Frau, die vorher herübergewinkt hatte, unaufgefordert eine Tasse dampfenden Kaffee vor meinem Onkel auf den Tisch. Sie trug eine rosafarbene, kleingemusterte Schürze und um die Schultern ein taubenblaues Seidentuch mit Fransen. Sie erkundigte sich nicht etwa danach, was ich gerne hätte, sondern fragte Onkel